Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 51

Artikel: Ein guter Freund [Schluss]

Autor: Marti, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647036

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51
XX. Jahrgang
1930

Bern,
20. Dezember
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Advent.

Weihnachtsgedicht von Ernst Oser.

Ein sorgengraues Mütterlein
Im Lehnstuhl sitzt und sinnt.
Träumt sich in allerlei hinein,
Was das Gedenken spinnt.

Schaut seine Kindheit, froh und hell,
Weitab, im Elternhaus.
Wie flohen da die Tage schnell,
Leichtflattrig, bunt und kraus!

Und dann, zum Mädchen aufgeblüht,
Wie war sein Leben weit!
Wie schlug das Herz, so heiß umsprüht
Und voller Seligkeit!

Doch ... Schatten fielen schwer ins Licht,
Das Feuer ward verzehrt.
Des Mädchens Traum, er reifte nicht
Zum Glück, der Minne wert.

Bis einer kam, brav, schlicht und recht,
Ehrbar von Haus und Stand,
Ein Mann und keines Truges Knecht.
Ihm gab sie Herz und Hand.

Und Kinder sprangen um sie her,
Pausbackig, rot und rund ...
Wohl wurde oft das Tagwerk schwer,
Doch barg es Gold im Grund.

Die Kinder wuchsen, zogen aus
Und suchten fern ihr Glück.
Bald blieben in dem leeren Haus
Nur Frau und Mann zurück.

Sie lebten still. Und dann ... ach, dann
Rief eines Tags Freund Tod
Zur letzten Rast den braven Mann,
Ließ ihr den Schmerz, die Not.

„Heut' ist Advent, die Weihnachtszeit
Steckt ihre Lichter an.
Bald ist — der Weg reicht nicht mehr weit —
Mein Tagewerk getan."

Das Mütterlein läßt Bild um Bild
Durch sein Gedenken gehn ...
Da sieht es, wunderhold und mild,
Ein Kindlein vor sich stehn.

„Du, Christkind, du, willkomm, willkomm
Zum lieblichen Advent!"
Zwei Hände falten still und fromm
Sich, und die Seele brennt.

„Advent! Wie oft warst du mir nah
Zur frohen Kindheit dort.
Was mir im Leben auch geschah,
Du bliebst mein bester Hort."

„Gewartet hab' ich Tag für Tag
Auf dich, du heil'ger Christ.
Denn meines Herzens Stundenschlag
Eilt fort zur letzten Frist."

„Advent! Gott grüß' euch allzumal!
Dich, treuer Weggenoß'.
Euch Kinder, meiner Augen Strahl,
Euch, die ich oft umschloß.'

„Und Friede .. allen .. Menschen .. auch .."
Ein müdes Auge bricht.
Ein Seufzer noch, ein letzter Hauch.
Erloschen ist ein Licht ...

Das Christkind tritt zum Mütterlein:
„Dein Weihnachtslicht, es brennt.
Komm, geh' zu meinem Frieden ein,
Zum ewigen Advent!"

Ein guter Freund.

Skizze von Ernst Marti. 2

Für den Heimweg hatte nun der Pfarrer Stoff genug zu stillen Betrachtungen. Es war ein harter Kampf ums Dasein, der dort oben im winterlichen Bergwald Jahr für Jahr ausgefochten wurde. Aber Licht kam jetzt in die sonst rätselhafte Erscheinung, daß ein Mann wie dieser Reuteler, der nur ein winziges, überschuldetes Heimweselein und als

Zimmermann nur in der guten Jahreszeit Verdienst hatte, doch seine zahlreiche Familie mit Ehren durchzubringen, ja gesund und fröhlich zu erhalten vermochte. Nicht umsonst hatte Reuteler einst von einem Freund da drüben am Berge gesprochen. In der Tat, dieser Wald, so düster und schwarz er etwa im aufziehenden Gewittersturm aussehen mochte, war doch für die ganze Talschaft ein Wohltäter. Das galt nicht nur für die Gurnigler; zu Benniwil lebte mancher, der nicht rüstig genug war, um mit dem Holzschlitten auszurücken; aber er konnte billiges Holz kaufen und so wurde in vielen Häusern der Talschaft etwas geschnefelt oder geschnitzelt, hier Böden für Holzschuhe und dort Rechen oder Steinkrätten. Im Sommer zogen die Kinder zum Beerensammeln in die weiten, schattigen Reviere, der Herbst lockte die Jäger an, aber niemand hatte im selben Maße das stolze Gefühl, da oben heimatberechtigt zu sein, wie die Gilde der Gurnigler.

Willig gab der Wald jedem, der bei ihm etwas suchte. Dabei hatte er etwas ganz Großes an sich; er gehörte zu den Wohltätern, die unermüdlich spenden, ohne dabei ärmer zu werden. Auf den Getreideäckern wuchsen die Halme stolz; aber wenn die Ernte kam, sanken sie nieder und das Feld ward kahl; dann wurde die Scholle gewendet und für etwas anderes bestimmt. So war das Bild der freien Flur fortwährendem Wechsel unterworfen. Der Bergwald aber behauptete seinen Platz und bewahrte unerschütterlich Gestalt und Aussehen. Mochte hier oder da ein Stamm ächzend fallen, so war die Veränderung so klein, daß sie das Auge des Betrachters nicht fühlte. Immer gleich blieb sich der Wald und teilte seine Gaben, jede zu ihrer Zeit, in unwandelbarer Treue unter die Menschen aus.

Die erstmalige Erlaubnis, den Vater in den Gurnigel begleiten zu dürfen, hatte für einen Benniwyler Buben die Bedeutung des mittelalterlichen Ritterschlags. Die meisten mußten warten, bis sie aus der Schule waren. Reuteler jedoch gestattete seinem Jungen, manchen Mitbürgern zum Aergernis, eine kühne Ausnahme. Als es nämlich anfangs Christmonat wegen der Lehrersynode einen freien Schultag gab, sagte er am Abend vorher zu seinem Aeltesten, der die Unterweisung besuchte: „Was meinst, Christen, willst morgen mit mir kommen in den Berg hinauf? Aber daß du mir dann Ordnung hältst und machst, was man dir befiehlt; es spasset sich nicht auf dem glatten Eis."

Stolz zog Christeli zu früher Stunde aus, willig nahm er probeweise ein Stück Weges weit den Holzschlitten auf die Schultern und standhaft verbiß er den schmerzhaften Druck, den ihm das ungewohnte Joch brachte. Drunten im Tale herrschte mildes Wetter und noch war von den Wiesen ein letzter Schimmer freundlichen Grüns nicht gewichen; jetzt aber rückten die Holzer mit jedem Schritt, den sie bergan taten, dem Winter näher. Die Hänge des Rains an der Schattenseite waren verschneit, bei der kleinen Sägemühle am Eingang des Waldes hingen die Eiszapfen von dem Holzkänel hinunter und ein Gletscherlein hielt das Schaufelrad umklammert. So stand die Säge, wie von einem Bann getroffen, lautlos stille. Ein Lüftlein erhob sich; da schüttelten die hohen Tannen ihre Wipfel und warfen den Benniwylern neckisch Schneeballen in die unter den Traglasten gebeugten Nacken.

Bald mußte Christeli die Augen weit aufreißen. Durch die Bäume schimmerte eine lange Zeile von großartigen Häusern mit hohen Fenstern und breiten Türen, mit Lauben und Balkonen.

„Das Bad!" Also sprach Reuteler und der Ton seiner Stimme verriet die Ehrfurcht vor der Größe dieser Anlage.

Die Gurnigler schritten über die breite Terrasse, an den Häuflein zusammengerechten Kieses vorbei. Die Fenster und Türen waren mit Läden verrammelt und mit Brettern verschalt. Ein Wächter, begleitet von einem riesengroßen Hunde, wandelte vor dem Palaste würdevoll hin und her.

„Gelt, Christeli, ein so großes Haus und keine Leute darin, da geht's in unserm Stüblein lauter her", spaßte der Vater, „aber im Sommer, da ist es hier anders; da steht auf der „Terrässe" ein Tischlein am andern und die fürnehmen Leute sitzen in Lehnstühlen und spazieren aneinander vorbei und sieh', dort auf der Laube spielen die Musikanten, jeden Tag ist Konzert... und da hinter den Bogenfenstern ist der Speisesaal, da essen sie fast zwei Stunden lang... ja, die vermögens, die kommen meistens vom Ausland her, wo das Verdienen leichter geht als bei uns... was ich einen ganzen Winter lang mit dem Gurnigeln verdiene, das würde hier nicht einmal für acht Tage langen... Nun, ich bin sonst auch zufrieden und die meisten, die hieher kommen, haben zu ihrem Geld auch allerlei Bresten, daß sie nicht demnach wohl sind."

Das Tagewerk ließ sich heute besonders mühselig an. Den hart gefrorenen Boden deckte nur ein dünnes Schäumlein Schnee. Darum schlug der Schlitten bei der Talfahrt an all den Stellen, wo Gräblein den Weg durchquerten, so heftig auf, daß Lenker und Bremser manchen unsanften Puff erhielten. Auch hatte Christeli noch zu wenig gelernt, sich vorsichtig zu bücken. Darum gab ihm ein tief herabhängender Tannast im Vorbeisausen den Ritterschlag auf allzu buchstäbliche und unsanfte Weise. Ein blauer Striemen, der von einem Ohr zum andern über die Nase lief, blieb als Andenken an die erste Gurnigelfahrt. Dazu fühlte der junge Held in Schulterblättern und Kniegelenken eine arge Zerschlagenheit. So war er herzlich froh darüber, daß während der Gurnigelzeit nicht noch einmal Lehrersynode stattfand.

Oftmals träumte er von den Abenteuern seiner Bergreise. In dem eher trüben Bilde dieser Eindrücke gab es für ihn e i n e n leuchtenden Punkt: Die Erinnerung an den Märchenpalast dort oben im schweigenden Bergwalde. Sobald der längste Tag nahegerückt war, eilte Christeli an einem Sonntag mit Kameraden in das weltberühmte Bad. Die mißgünstigen Bretterverschläge waren jetzt weggerissen, Flügeltüren mit golden funkelnden Griffen bewegten sich lautlos, unaufhörlich hin und her. Aus der großen Laube in der Mitte der Häuserzeile fluteten die Töne des Orchesters. Die Bogenfenster im Erdgeschoß standen weit offen, so daß die Benniwyler Buben neue Pracht erspähen konnten: Gedeckte Tische mit stolzen Blumenvasen und Zeilen blinkender Kristallgläser; jetzt war der weite Saal menschenleer. Auf der Terrasse bewegten sich die Gäste; es knisterten und rauschten die seidenen Gewänder. Dort ganz vorne am Fernrohr, das in seiner Riesengröße einer Kanone glich,

Anbetung. Zeichnung von Ad. Bürki, Bern.

machte sich ein Herr zu schaffen, dem nach Christelis Meinung zu einem wirklichen Engel nur die Fecken fehlten; er war nämlich vom Halskragen bis zu den Füßen, abgesehen von den gelben Schuhen, schneeweiß gekleidet und ein ganz dünnes schneeweißes Zigärrchen drehte er in der gleichfarbigen, wohlgepflegten Hand.

Die neugierigen Landbuben unterließen es nicht, die Runde um das ganze weitläufige Gebäude zu machen; so gelangten sie auch auf den freien Platz vor den Stallungen; hier standen der Postwagen und einige Reisekutschen zur Abfahrt bereit. Der Portier in der goldbetreßten Jacke machte seine Bücklinge; nachher gab er den gaffenden Zuhörern mit gönnerhafter Miene einige Aufschlüsse: „Die da in der vordersten Kutsche reisen nach England und die im Vierspänner, das sind Amerikaner, die sollen ungeheuer reich sein, die wissen scheint's gar nicht, wie viel Millionen sie haben. Ja, dort drüben ennet dem großen Bach, da geht das Verdienen leichter als bei uns."

Um die Imbißzeit brachen Christeli und seine Kameraden auf; durch den stolzen Walddom liefen sie, ohne in die hehre Schönheit, die der Abendhimmel über die Wipfel breitete, aufzuschauen; und nachher rannten sie an ärmlichen Hütten vorbei, ohne sich auch nur flüchtig umzublicken. Und das Kirchlein des Heimatdörfchens und weiter den freundlichen See samt dem massigen Schloßbau, der dort Wache hielt, sahen sie nicht; sie eilten wie Blinde talwärts, weil sie Luftschlösser bauten, weil sie sich das Wort gaben, sobald als möglich auszuwandern.

Zunächst bewahrte Christeli seinen Wunsch zwei Jahre lang wohlweislich im Busen. Hernach begab es sich, daß er vom Vater dafür angesprochen wurde, dem jüngsten Sprößling Götti zu sein. Am Nachmittag des Tauffestes, nachdem er sich mit Küchli gehörig gestärkt hatte, verriet er den lange gehegten Plan.

„Du wirst uns doch das nicht antun", jammerte die Mutter und der Vater rief zornig: „Welcher Sturm hat dir jetzt das in den Kopf setzen können?"

Es kostete noch manches harte und manches flehentliche Wort; das Müetti vergoß Tränen und der Aetti war zuversichtlich: „Er wird wohl noch zum Kehrumtürlein kommen." Aber die Hoffnung war trügerisch. Christeli hatte als Zimmergeselle das Geld zusammengespart; so fühlte er sich unabhängig. Als wieder einmal in früher Morgenstunde ein Leiterwagen mit einem Auswanderertrupp gegen Reuteler Heim an der Pforte des Tälchens gerumpelt kam, da kletterte Christeli behende auf eine der Reisekisten und stimmte in das Johlen der andern ein.

„Wenn ich euch etwas raten kann, so haltet Steigerung und kommt zu mir." Also schrieb der Sohn aus der Fremde in einem Brief, der voll Rühmens war. Reuteler lächelte ohne Bitterkeit und schüttelte den Kopf. Er ging vors Haus und schaute um sich. Innert weniger Tage war unter einem verspäteten Aprilschnee hervor üppiges und saftiges Gras auf dem Mättelein gewachsen. Das Kühlein brüllte verlangend durch den leeren Barren, weil es das willkommene Grünfutter witterte. Im Tenn standen Körbe mit zerschnittenen Saatkartoffeln bereit. Morgen, wenn das Wetter hielt, sollte das Pflanzen losgehen, ein freudevolles Werken auf Hoffnung hin. Heute ruhte die Arbeit; es war Feiertag. Vom Kirchlein herab ertönte das Geläute, nicht in der stolzen Klangfülle gewaltiger Baßstimmen, sondern mit kindlich hellem, freudvollem Schalle. Da zog Reuteler die Sonntagskutte an und wallte dem Gotteshause entgegen. Unter dem Dachschermen vor der Türe hielten die Mannen Rat; sie sprachen nicht nur über Wetter und Wachstum, sondern auch über die Angelegenheiten der Gemeinde. Und obwohl der Gurnigler allgemein „Fritzli" genannt wurde, lag doch in dieser Bezeichnung nichts Verächtliches. Sein Wort galt etwas; denn jeder recht Gesinnte achtete den arbeitsamen, pflichttreuen Sinn, mit dem dieser Mann seine zahlreiche Familie durchbrachte. Dieser rastlose Fleiß konnte von den Menschen gesehen werden; verborgen aber war die tiefe Quelle, aus der Reuteler samt seiner Lebensgefährtin Mut und Zuversicht zu schöpfen wußte.

Am Nachmittag wandelte das Ehepaar, gefolgt von einem Küppeli munterer Kinder, auf das Aeckerlein an der Lindenhohle. „Steinig, steinig ist es noch immer", meinte der Vater, „so manche Bänne voll wir auch schon auf-

Ernst Rinderspacher. Christi Geburt.

„Ich kann's euch sagen, schön ist das gewesen, wenn hier unten Nebel lag, wenn es unfreundlich war, daß wir die Kappen über die Ohren zogen und wenn wir dann etwa bei der Rainsäge plötzlich in die Sonne kamen, den wolkenlosen blauen Himmel schauten, und wenn die ganze Reihe der Schneeberge so nahe schien, daß einem dünkte, man sollte sie mit dem ausgestreckten Arm erlangen können. Ja, da haben wir manchmal gejauchzt und die Kutten abgezogen und hemdärmelig geschwitzt. Und das weiß ich, daß wir's mehr als einmal zueinander gesagt haben: „Der liebe Gott hat uns doch ein schönes Ländlein gegeben." Genug tun mußten wir ja, das ist wahr. Es ist eine strenge Sache, das Gurnigeln. Und doch, ich hab's gern getan, und manchmal hab' ich schon gesagt, auch schon dem Pfarrer und andern Herrenleuten: „Wir haben mit nichts angefangen, ich und das Müetti, und wir hätten's besonders die ersten Jahre nicht machen können ohne diese Winterbatzen. Ja, der Gurnigelwald ist mir ein lieber Freund..."

gelesen haben, aber gebessert hat es und besonders für Erdäpfel ist der Boden gut."

Von dem nahen, dem knappen Stücklein Erdreichs wandte sich dann Reuteleres Blick nach dem weiten, an behaglich gerundeter Bergkuppe hoch aufstrebenden Gurnigelwalde. Die Erinnerungen kamen, wurden aber zunächst still verarbeitet.

Am Abend dieses Sonntags gab sich Gelegenheit, von dem zu reden, dessen das Herz voll war. Da versammelte sich nämlich vor Reuteleres Häuschen eine ordentlich stattliche Landsgemeinde.

Auf dem abschüssigen Mättelein hockten die Kinder mit Zuzug aus der Nachbarschaft. Die Scheiterbeige hatten einige Jünglinge erklettert, während Frauen und Töchtern die Hausbank eingeräumt war. In dem vollbesetzten Amphitheater bildete der Dengelstock die Bühne; denn von diesem Platze aus erzählte Reuteler von seiner Gurnigelfahrt. Man hätte meinen können, daß er bei Livius in die Schule gegangen sei und die Beschreibung vom Zug Hannibals über die Alpen gelesen habe; denn seiner Darstellung mangelte es nicht an Kraft. Er berichtete von Unfällen, die sich im Lauf der Winter ereignet hatten. Lebhaft gaben die Frauen ihrem Entsetzen Ausdruck, wenn er schilderte, wie er den Beinbruch eines Kameraden miterlebt und das „Krosen" der Knochen ganz deutlich gehört habe.

Er verweilte aber heute nicht lange bei den schreckhaften Szenen, obwohl gerade diese dankbare Zuhörer fanden. Vielmehr standen ihm heute die freudvollen Erinnerungen besonders lebhaft vor Augen. Er wurde warm und redete sich in helle Begeisterung hinein:

Plötzlich stockte die Stimme des Erzählers und nach der Pause nahm sie einen wehmütigen Klang an: „Letzten Winter habe ich gemerkt, daß es mir böset; ich mag den Schlitten nicht mehr tragen, wie früher... das Ketzers Kreuzweh... Tags macht es nichts, aber wenn ich liegen will, dann rührt es sich. Nun, es hat alles seine Zeit, auch das Gurnigeln, aber gern hab' ich's getan."

Die Männer und Frauen, die jungen Helden und Dorfschönen, die Buben und Mädchen hatten lautlos gelauscht. Da Reuteler lieber mit der Axt als mit der Feder hantierte, war ein Schriftsteller an ihm verloren gegangen. Das hatte aber wenig zu sagen, und viel fataler wäre es gewesen, wenn das stille Dörflein im Tale „Fritzli", den Gurnigler, den Mann der unermüdlichen Arbeit und Pflichttreue, nicht in den Reihen seiner Bürger gehabt hätte.

— Ende. —

Jaköbelis Weihnachtsbaum.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich als fauler, nichtsnutziger ABC-Schütze von meinem Onkel Xaveri bei jeder Gelegenheit mit unermüdlichem Drängen Geschichtlein erbettelte und immer neue und noch schönere zu erpressen suchte, bis er manchmal ein wenig in die Sätze kam und mich einen kleinen Zwänggrind schalt. Dann sagte ich, ich wolle ja gern ein Zwänggrind sein, wenn ich nur mein Ge-